Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 39

Artikel: Der Lebenslauf eines Granitblockes aus dem Baltschiedertal [Schluss]

Autor: F.K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leukerbad mit Gemmiwand.

Skrophulose bei Kindern und jungen Leuten, besonders wenn sie mit Hautkrankheiten verbunden sind, finden sehr oft Heilung in Leuk. Auf Wunden und Fisteln wirken die verlängerten Bäder günstig. Dagegen bei Komplikationen der Skrophulose mit Lungenschwindsucht paßt die Leukerkur nicht. Als weitere Leiden, die mit Erfolg durch Baden in den Leukerquellen bekämpft werden, seien genannt: Rheumatismus und sogenannte rheumatische Neuralgie, chronische Katarrhe der Schleimhäute, giechtische Deformationen und im Gebiete der Nervenkrankheiten Unempfindlichkeit, Lähmungen und Krämpfe. Diese weitreichende Heilwirkung sichert Leukerbad eine hervorragende Stelle unter den schweizerischen Termalkurorten. Ein Besuch der interessanten Bäder, zu denen auch Passanten Zutritt haben, lohnt sich auch für denjenigen, der mit keinen Gebresten irgend welcher Art behaftet ist. H. B.

Der Lebenslauf eines Granitblockes aus dem Baltschiedertal.

Von F. K. (Schluß.)

Lange erblickte ich von meiner Höhe aus kein menschliches Wesen mehr, bis ein wanderndes Hirtenvolk, mit eisernen Waffen und Werkzeugen ausgestattet, die Wiesengründe im Sand mit ihren Herden belebte und den Grauholzweg oft hinauf und wieder hinunter zog. Eines Tages wurde über der Asche eines verstorbenen Häuptlings mir zunächst im Straßenwinkel ein mächtiger Grabhügel aufgerichtet unter der Teilnahme eines großen zur Leichenfeier herbeiströmenden Volksstammes. Im Kern des Hügels wurde seine Asche in einer Bronzeurne versorgt und darüber ein Gewölbe von Feldsteinen errichtet. Im Mantel sah ich seine Kleinodien: 30 goldene, hellglänzende Knöpfe und die vier Räder seines Streitwagens beisetzen. Von den Wehklagen und den dumpfen Tönen der Trauergesänge beim Leichenmal widerhallten bis tief in die Nacht hinein die düstern Waldesgründe.

Achthundert Jahre später schreckte mich aus meinem Stilleben der eherne Tritt und das Waffengeklirr römischer Cahorten auf, welche auf dem Grauholzweg heranmarschierten und auf den aussichtsreichen Höhen von Hofwil, Wiggiswil, Deiswil und Moosaffoltern ihre Wachtposten (Specalac) errichteten. Volle 400 Jahre lang hielten sie die Gegend besetzt und sogen das Land und Volk aus, bis nichts mehr zu holen war.

In dem öden, aber für ihre fleißige Arbeit dankbaren Land, ließen sich nach dieser Zeit die ackerbau- und viehzuchttreibenden Alemannensippen nieder, und bald sah ich in Mossseedorf, Buchsee und Urtenen ihre strohbedeckten Holzhütten in Dorfansiedlungen entstehn und einzelne solche Strohhäuser auf den nach dem Sippenführer benannten Höfen. Die Wälder, die Allmenden mit den Mösern wurden den Ansiedlungen zugeteilt und mit Weidevieh bestoßen, das bald zu mir hinaufstieg und weiter bis an den Zaun auf der Kante des Grauholzberges weidete. Der fruchtbare Ackerboden wurde den einzelnen Sippengenossen parzellenweise zum Einzäunen übergeben und auf den Zelgen Dreifelderwirtschaft getrieben, wo ich jahrhundertelang die alle drei Jahre wechselnde Saat und Ernte beobachten konnte.

Eines Morgens früh schlugen liebliche Glockentöne an mein Ohr, die vom nahen Kirchlein in Moosseedorf herkamen und mit ihrem einladenden Klang die erst noch heidnischrohen, nun zum Christentum bekehrten Dorfgenossen zum Gottesdienst riefen. Das Kirchlein hatte der beim heiligen Grab zum Ritter geschlagene Burgherr, genannt Moser, erbaut, der nahe dabei auf einer durch einen breiten und tiefen Graben geschützten Wasserburg saß, von deren Zinnen aus er früh und spät nach dem Verkehr auf der Grauholzstraße Ausschau hielt. Unverzüglich konnte er hoch zu Roß und starrend in Waffen mit seinen Gesellen bei der ihm lehenspflichtigen Straßenherberge im Sand erscheinen, wo das durchziehende friedliche Volk aller Stände, meistens Handelsleute und Pilger, gerne Rast hielten. Nur allzu häufig wurden sie belästigt und ausgeplündert, trotz dem durch den Landgrafen zugesicherten freien Geleit. Denn während den Zeiten des Faustrechts verschafften den Burgbesitzern die Erpressungen, die Lehenszinse und Zehnten, sowie der Ertrag des fischreichen Sees die Mittel, um ein genußreiches Ritterleben zu führen und an den nie versiegenden Fehden des hohen und niedern Adels teilzunehmen.

Ein sicherer Straßenverkehr erstand erst, als die junge Stadt Bern Herr im Lande geworden war und die Raubritterburgen gebrochen hatte. Nach manchem blutigen Strauß flatterte das Stadtfähnchen an der Spitze eines siegreichen Harstes die Grauholzstraße hinauf der Stadt Bern zu.

Der zunehmende Verkehr erforderte bald die Verbreiterung des uralten Verbindungsweges und die Anlage eines soliden Straßenbettes für die schwer beladenen Güterwagen. Dazu wurden die Bruchstücke einer Anzahl von mir stammverwandten Findlingen benutzt. Schon damals hätte mich das Schicksal der Zertrümmerung ereilt, wenn nicht meine stahlharte Beschaffenheit allen Brechversuchen Widerstand geleistet hätte.

Die Neuzeit nahte heran. Mit Wehmut und als untätiger Zuschauer mußte ich am 5. März 1798 den Endkampf und die Niederlage der letzten heldenmütigen Bernertruppen am Fuße des Hügels miterleben, von dem aus ich so viele Jahrhunderte das Werden und Vergehen betrachtet und verfolgt hatte. Heute krönt denselben ein Denkmal für die Gefallenen mit dem beherzigenswerten Mahnwort „Seid einig".

Auf meinem Beobachtungsposten ließ man mich in Ruhe bis im Jahre 1840—1843 die Bäriswil-Lyßstraße angelegt

wurde. Diese kreuzte die alte Bern-Solothurnstraße nahe der Ziegelhütte bei Schönbühl. Am Kreuzungspunkt mußte ein Wegweiser aufgestellt werden. Als Postament schien ich für denselben ganz geeignet, nachdem ich durch Abmeißelungen und Sprengungen würfelartig zurecht gestutzt wurde. Ein eiserner Pfahl wurde mir zu meinem großen Leid in meinen kerngesunden Leib gebohrt und das Loch mit glühendem Blei zugegossen. Von da an paradierte ich in der neuen Aufmachung am Kreuzungspunkt der beiden vor dem Eisenbahnbau vielbegangenen Straßenzüge und machte mir meine Glossen über das Getümmel und Getöse Tag und Nacht, nachdem ich jahrhundertelang die Einsamkeit genossen und lieb gewonnen hatte.

Doch die Herrlichkeit dauerte nur 80 Jahre, einen kleinen Zeitraum gegenüber dem schon durchlebten; denn bald wurde ich am genannten Ort überflüssig und man versetzte mich mit dem Wegweiser vor den Gasthof Schönbühl, wo sich nicht weniger als fünf neuangelegte Straßen kreuzen. Bei der Aufstellung verstümmelten mich ungeschickte Hände und nun lag ich als struppierter Kerl mehrere Monate da und sollte irgendwo in einem schmutzigen Loch begraben werden und für immer das goldene Tageslicht entbehren. Zufällig erkannte mich ein kundiger Geologe und machte meinen jetzigen Gönner auf mein ehrbares Herkommen und meinen Lebenslauf aufmerksam. Ich wurde wieder zu Ehren gezogen und bekam ein Versorgungspöstchen als Abwehrstein. Ganz in meiner Nähe fand ich zu meiner großen Freude meine zwei treuen Kameraden aus dem Saastal wieder, die mit mir vor Jahrtausenden die Gletscherfahrt vom Wallis bis nach Schönbühl mitgemacht hatten. Der „klumpige" Smaragditgabbro war aus den Tiefen einer Griengrube im Sand und der pyramidenförmige aus einem Ackerfeld gerettet worden, wo er oft beim Pflügen verletzt wurde. Beide wurden von meinem Gönner schon vor Jahren als Zeugen der Eiszeit für alle nachkommenden Geschlechter an einem sichern Ort aufgestellt.

Seit einem Jahr stehe ich pflichtgemäß auf dem Abwehrposten an der großen Heerstraße von Solothurn nach Bern und verfolge mit meinen altersmüden Augen die vorbeieilenden jungen und alten, modisch und unmodisch gekleideten Leute mit allem ihrem modernen Hasten und Trachten, schlucke den Staub der vielgestaltigen Fahrzeuge, recht oft denjenigen mit Benzindämpfen gesättigten der Autos, und schiele dazu begehrlich über die Straße hinüber nach dem Konsumgeschäft, wo allerlei gute Eß- und Trinkwaren in den Schaufenstern ausgestellt sind, leider für meinen trockenen, lüsternen Gaumen unerreichbar!

Ausgerottete und in ihrem Bestande gefährdete Tiere.

Von Prof. Ing. B. Schweder, Graz.

Wie alles auf dieser Erde, so ist auch die Tier- und Pflanzenwelt beständig Veränderungen unterworfen, deren Ursachen nur zum Teile für uns erklärbar sind. Durch Naturkräfte, die ihren Sitz teils außerhalb der Erde, teils in ihr haben, wurden und werden, wie uns die Geologie lehrt, so bedeutende Aenderungen der Landschaft und damit der Lebensbedingungen für die Organismen hervorgerufen, daß im Laufe der Zeiten ganze große Gruppen von Tieren und Pflanzen, reich an Arten und Einzelwesen, verschwunden sind, um neuen Platz zu machen, die nach für uns unmeßbaren Zeiträumen — sie mögen wohl Jahrtausende umfaßt haben — das gleiche Schicksal ereilte. Ein Gang durch unsere naturkundlichen Museen, eine auch nur flüchtige Durchsicht geologischer Werke gibt uns Gelegenheit, diese ungeheuren Wandlungen des Tier- und Pflanzenlebens in den verschiedenen Erd-Zeitaltern wahrzunehmen. Aber es zeigt sich auch, daß ohne gewaltige äußere Einwirkungen einzelne Lebewesen verschwinden, namentlich solche, welche nur ein kleines Verbreitungsgebiet haben. Die Natur hat ihrem weiteren Fortbestande eine Grenze gezogen, ihre Lebenskraft ist erloschen, und alle seitens des Menschen gemachten Versuche, eine solche Art zu erhalten, erweisen sich als vergeblich. Zu diesen natürlichen Ursachen, welche nicht bloß örtliche Veränderungen hervorbringen, sondern sich in ihrer Wirkung bis zur völligen Austilgung von Arten steigern können, tritt von jenem Zeitpunkte an, in welchem der Mensch als Mitbewohner der Erde erscheint, eine neue: der Mensch fühlt sich als Beherrscher aller Kreatur und setzt sich zu ihr in jenes Verhältnis, das bis in die neueste Zeit ausschließlich durch diesen Grundgedanken der Unterordnung unter seine Interessen bestimmt wird. — Er vernichtet Tiere und Pflanzen, weil sie ihm feindlich entgegentreten oder hinderlich sind, oder er fördert sie, insoweit als er, wie er bald erkannt hat, von ihnen Nutzen ziehen, sich mit ihrer Hilfe Nahrung, Kleidung, Wohnung, allerhand Gerät und Schmuck schaffen kann. Er vernichtet Naturkörper, weil er auf höheren Wirtschaftsstufen Raum und Sicherheit braucht für seine Siedelungen und Kulturen. Dies erscheint alles begreiflich und — innerhalb gewisser Grenzen geübt — unabänderlich. — Allein zu Notwehr und berechtigter Nutzung der belebten Naturschätze treten leider auch noch andere Beweggründe zu Eingriffen in deren Bestand: der Mensch stellt den Tieren nach, nicht nur um unabweisliche, seine Wohlfahrt unerläßlich bedingende Bedürfnisse, sondern bloß eingebildete, z. B. die Eitelkeit, zu befriedigen, er tötet auch für die Zwecke des wirklich Unentbehrlichen mehr als notwendig, oft auch nur — so traurig es ist, es ist leider wahr — aus Freude am Töten, aus Gewinnsucht, Mangel an Herzensbildung und Unkenntnis. — Eine, von tragischen Folgen für die Tierwelt begleitete Auffassung des Menschen von seiner Stellung zur Tierwelt ist jene von der sogenannten „Schädlichkeit" dieser für seine Interessen. —

Der Landwirt erklärt eine Menge von Arten teils mit, teils ohne Berechtigung für schädlich, ebenso der Forstmann, Jäger, Fischer, Imker, Obstzüchter, und dem, in naturgeschichtlichen Dingen oft erschreckend naiven Städter flößen einzelne Tiere wie Schlangen, auch wenn sie nicht giftig sind, Kröten, Frösche u. a. einen solchen Schrecken ein, daß er sie ohne Bedenken tötet, weil sie — seinen „Nerven" schädlich sind — kurz, es gibt kaum irgend eine Tierart, die nicht von irgend einer Interessengruppe als „schädlich" — wenn auch nur in der Einbildung — bezeichnet wird. Man denke sich nun alle diese gleichsinnig wirkenden Kräfte summiert: hier die zunehmende Verschlechterung, ja völlige Vernichtung der Lebensbedingungen für die Tierwelt als Folge unserer Wirtschaftsbestrebungen, der mit dem Anwachsen der Bevölkerung zutage tretenden Bodennot, welche zur Trockenlegung von Seen, Teichen und Mooren, zur Kultivierung von Oedländereien zwingt, die zunehmende Industrialisierung, dort die ins Riesenhafte gesteigerte, durch die Gewinnsucht aufgepeitschte Verfolgung nicht hegbarer, und wir werden erkennen, daß der Tierwelt schwerste Gefahr droht.

Der erste Kampf der Menschen mit den Tieren ist diktiert durch die Notwehr. Der diluviale Mensch muß sich der riesenhaften Feinde aus dem Tierreiche — Mammut, Höhlenraubtiere — erwehren und er tut dies, wie die zahlreichen Funde aus dieser Zeit lehren, mit einer für seine damaligen Hilfsmittel geradezu unfaßlich erscheinenden Geschicklichkeit. Mit dem Seßhaftwerden und den Anfängen des Ackerbaues muß sich der Mensch selbstverständlich wieder vor den Feinden, die ihm seine Haustiere und seine Felder bedrohen, schützen. Es beginnt somit in neuer Form der Kampf gegen Raubtiere und allerhand „Schädlinge" wie etwa Wildschweine, Nager, wobei zumal die ersteren dem Menschen schließlich weichen müssen. Dieser Kampf mit den Großraubtieren dauert bis in die heutige Zeit und hat zur Folge gehabt, daß der braune Bär, Wolf, die